

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Benjamin Lebert

Die Dunkelheit zwischen den Sternen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

ACHANDA

Die Sonne ist eine Verräterin. Sie ist nicht schüchtern wie Misha, die ihre Augen senkt. Sie will nicht schlichten wie Housemother. Sie ziert sich nicht. Sie streckt ihren schimmernden Finger aus und sagt hier, hier und hier. Hier, sagt sie, der zerfetzte Körper eines Fisches im Staub, Gewölk aus Insekten drumherum. Hier der Straßenhund: steif, zottelig, hungergesichtig. Die feuchte Nase als Wegweiser. Er ist noch am Leben, obwohl er es besser wissen müsste.

Wir kennen uns, wir beide. Wir gehören Kathmandu, seinen Pfaden, seinem Granatapfelrot. Wir haben viel gemeinsam. Wir können uns nicht entgehen und haben doch nichts voneinander.

Hier das hellhäutige Mädchen auf der Tafel, die an der Hauswand über den schiefen Balkonen befestigt ist. Das Mädchen auf der Tafel ist glücklich, weil es die süße Flüssigkeit trinkt, die prickelt und

ein Feuerwerk auf der Zunge zündet. Daneben eine zweite Tafel: dasselbe Getränk, andere Farben. Anderes Mädchen. Aber auch hellhäutig. Auch glücklich.

Hier, hier und hier – die Motorräder, dunkel, grollend –, künstliche Bestien, die alles Leben und die Geister der Stadt wie Beute vor sich herjagen. Ich träume, ich werde auch eins haben. Es wird nicht mehr lange dauern. Ich werde mein Gesicht mit einem Tuch verhüllen und einen Helm und eine dieser Brillen tragen, die meine Augen auslöscht. Dann werde ich davonfahren. Staub wirbelt auf, und nichts bleibt zurück. Auch nicht die Erinnerung.

Ich werde Shakti mitnehmen. Sie wird kein albernes Kind mehr sein, das auf einem Bein hüpfet und das Krokodil-Lied singt. Sie wird etwas anderes sein. Erwachsen. Und schön. Ja, sehr schön wird sie sein. Und glücklich, wenn ich sie mit mir nehme. Und die Bestie nur auf meine Befehle hört und uns fortträgt.

Die Sonne lügt. Genauso wie die Nacht. Die Nacht lügt, weil sie verbirgt, ohne ein Unterschlupf zu sein. Die Sonne lügt, weil sie alles herzeigt. Auch das, was gar nicht da ist.

Ich bin froh, wenn das Treffen mit dem Alten vorbei ist. Der Alte ist verschlagen und heckt immer etwas aus. Sein breiter Mund grinst, obwohl es nichts zu grinsen gibt. Er geht mit leisen Sohlen auf Wegen, auf denen er nichts zu suchen hat. Seine Hände nehmen viel und geben wenig. Seine Hände sind kräftig. Seine Hände zittern, wenn sie zuschlagen wollen.

Der Junge weicht mir nicht von der Seite. Der Junge, der Tarun heißt. Bleibt in meiner Nähe. Will unbedingt dabei sein. Der Junge hat den Alten noch nie gesehen, und ich verrate ihm auch nicht, was ich mit dem Alten zu tun habe.

Das geht dich nichts an, sage ich. Einfach ein Mann, den ich treffen muss. Mehr nicht. Ich sage ihm, dass er zurückbleiben soll, wenn ich mit dem Alten rede. Dass der Alte nicht mitkriegen darf, dass er zu mir gehört.

Weil er es sich sonst anders überlegen könnte.

Und ich in Schwierigkeiten komme.

Ich sage ihm, dass er nicht wissen darf, wie der Alte aussieht. Weil es nicht gut ist für ihn, wenn er es mit dem Alten zu tun bekommt. Weil es zu gefährlich ist für ihn.

Der Junge hat etwas Grünes an, das ein Brother von weither dagelassen hat. Etwas Grünes mit seltsamer

SHAKTI

In der Küche herrscht Freude. Die Kinder plappern durcheinander und scharen sich um Nele-Sister, die am Herd steht. Sie fühlen die Kraft der Flamme, die unter der Pfanne lebt, und schauen auf die Körner, die in brutzelndem Öl und Zucker liegen, und sind gespannt. So gespannt, was gleich geschieht. Sogar Housemother lacht. Und der Brother lässt Raj auf seinen Schultern sitzen, damit er gut sehen kann.

In der Küche herrscht Freude. Sie versucht, in meinen Körper zu schlüpfen, Einlass zu finden.

Aber ich lasse sie nicht herein.

Ich will es nicht. Sie soll draußen bleiben.

Die Stimme von Nele-Sister klingt heute fröhlicher und geschmeidiger als sonst.

Gestern ist sie in einem vollbesetzten Tuk-Tuk gefahren. Und hat die große Ring Road unter sich vorübergleiten sehen, weil das Tuk-Tuk keinen rich-

tigen Boden mehr hatte. Dann ist sie in ein zweites Tuk-Tuk umgestiegen. Quer durch die Stadt ist sie gefahren, um ein besonderes Haus aufzusuchen, wo die Menschen den friedliebenden Sohn von dem Gott anbeten, den sie so gern hat.

Sie wird auch zu ihm gebetet haben. Und dann hat sich ihre Stimme verwandelt. Im Gebet werden alle Stimmen schön. Und sie bleiben es. Eine Weile.

Nele-Sister redet und redet. Sie erzählt, dass es jeden Augenblick so weit ist. Dass es POP! machen wird und wieder und wieder POP! Dass die Körner, die sie uns mitgebracht hat, die Hitze in der Pfanne bald nicht mehr aushalten und in die Luft schnellen und aufplatzen und plötzlich wie verwandelt aussehen. Und wenn wir sie dann essen, werden wir erleben, wie lecker sie sind.

Das sagt sie und noch viel mehr, und ich soll es den anderen Kindern übersetzen. Aber ich habe keine Lust zu übersetzen. Meine Stimme ist nicht geschmeidig. Der friedliebende Sohn von Nele-Sisters Gott kennt meine Stimme nicht. Und meine Stimme wiederum kennt *ihn* nicht. Meine Stimme klingt allein, einsam.

Dann macht es wirklich POP! Wieder und wieder. Und Nele-Sister hält einen Deckel über die Pfanne. Und die Körner springen gegen den Deckel, und

es klingt wie ein Trommeln, und ein paar von den Körnern schaffen es hinaus ins Freie, und sie sehen wirklich wie verwandelt aus.

Die Kinder kreischen und zanken sich um das, was auf dem Boden gelandet ist. Die kleinen weißlichen und zuckerbraunen wolkenförmigen Gebilde verschwinden in diesem und diesem und diesem Mund.

Und auch die Flamme, die unter der Pfanne lebt, frisst ein paar von ihnen.

Als es nicht mehr POP! macht, lässt der Brother die Zuckerwolken von der Pfanne herunter in die Schüssel rauschen. Er hält die Schüssel jetzt vor dem Bauch und tut so, als wollte er den Kindern nichts abgeben. Aber dann darf natürlich doch jeder in die Schüssel greifen, so oft er mag.

Ich greife nicht hinein. Für mich schimmert es nicht weiß, für mich schimmert es nicht zuckerbraun.

Ich habe genug von der Küche.

Ich laufe in den Gang hinaus, und da ist Achanda. Er lehnt an der Wand. Er sieht auch nicht glücklich aus heute morgen. Gar nicht. Er sieht mitgenommen aus, als wären seine Augen an einem finsternen Ort gewesen.

Als er mich sieht, versucht er sein übliches Lächeln.

Er soll mich in Ruhe lassen damit. Ich will es nicht sehen. Ganz bestimmt ist es das Letzte, was ich jetzt sehen will: dieses Lächeln.

Aber mit dem Lächeln ist es nicht getan. Zwischen seinen Fingern hält er etwas. Es ist eine Blume, wieder eine Blume.

Keine gebastelte diesmal. Es ist eine echte.

Sie ist klein, aber ihre Farbe zeigt Mut.

Achandas Finger halten die Blume vorsichtig.

Das macht keinen Unterschied.

– Es ist eine besondere Blume, sagt er. Ich habe oft gehört, dass sie beschützende Kräfte hat.

– Wovor sollte ich schon geschützt werden?, sage ich patzig. Hier im Recovery Home geht es uns gut, nicht wahr? Wir sind glückliche Kinder, nicht wahr? Wir sind sicher. Und überhaupt, was kümmert es dich, ob ich sicher bin oder nicht?

Achanda sieht mich traurig an.

– Bitte nimm sie, sagt er. Und dann noch mal, sehr leise: Sie wird dich beschützen.

Ich nehme die Blume und zerrupfe sie vor seinen Augen.

Er sieht erschrocken aus.

– Was ist denn los?, fragt er.

Lange sage ich nichts und lasse ihn mein Schweigen spüren. Dann sage ich:

– Wir werden nie zusammen Motorrad fahren. Ich

weiß es, und du weißt es. Du wirst bald bei deinem Onkel sein. Deine Finger können sich weiter mühen, Blumen zu basteln oder zu pflücken. Aber das ändert gar nichts dran. Tu nicht so, als könntest du mich beschützen. Du kannst es nämlich nicht. Und wollen tust du es auch nicht.

Er nennt meinen Namen. Aber mein Name ist so klein in seinem Mund.

Ich laufe hinaus ins Freie.